LANDTAG
NORDRHEIN-WESTFALEN
17. WAHLPERIODE

STELLUNGNAHME
17/2821

Alle Abg

An die Mitglieder des Ausschusses
für Gleichstellung und Frauen

Stellungnahme

17. Juni 2020

Sehr geehrter Damen und Herren,

hiermit möchte ich zum vorliegenden Antrag mit der Drucksache 17/5358 Stellung beziehen. Obwohl ich dem Antrag formal und inhaltlich nicht in Gänze zustimmen kann, so bietet er viele Aspekte, die richtig und politisch diskussionswürdig sind. Der Antrag sollte darüber hinaus zum Anlass genommen werden, sprachwissenschaftliche Inhalte vermehrt in den Fokus der Debatte zu rücken. Dabei sind meine Ausführungen lediglich eine Zusammenfassung dessen, was brillante Sprachwissenschaftler vor mir erarbeitet haben.

Genus vs. Sexus

Durch die Zunahme der (verordneten) Feminisierung von Bezeichnungen, die sich in den vergangenen Jahren im Zuge der geschlechtergerechten Sprache vollzogen hat, rückt erneut und zunehmend eine Problematik in den Vordergrund, die nicht bloß die onomasiologische Ebene berührt. Die Rede ist vom Spannungsverhältnis zwischen Genus und Sexus. Ein Spannungsverhältnis, das maßgeblich aus einer angenommenen Genus-Sexus-Kongruenz stammt, welche zwar durchaus berechtigt und gegeben ist, jedoch nicht frei von Asymmetrien verschiedenen Charakters im Sprachsystem und Sprachgebrauch ist. Aus diesem Grunde erscheint es als äußerst angemessen, eine Unterscheidung zwischen grammatischem Geschlecht (*Genus*) und biologischem Geschlecht (*Sexus*) vorzunehmen (bzw. diese in Erinnerung zu rufen), die sowohl begrifflicher als auch terminologischer Art ist. Hierbei steht die begriffliche Trennung der beiden Kategorien nicht im Widerspruch zum Postulat der intrinsisch ideologischen feministischen Linguistik, die Genus und Sexus in sehr enge Beziehung setzt.

Die terminologische Unterscheidung zwischen Genus und Sexus wurde bereits 1932 vom Sprachwissenschaftler Johannes Lohmannn erkannt, die sich jedoch in der Grammatikografie des Deutschen bisher nicht durchgesetzt hat. Grund dafür ist mit Sicherheit auch die Tatsache, dass im deutschen *Geschlecht* traditionell sowohl auf die biologische, als auch auf die grammatische Kategorie angewandt wird – anders als beispielsweise im Englischen und in den romanischen Sprachen [1]. Die deutsche Sprachwissenschaftlerin Hadumod Bußmann (1995:117)[2] wies bezüglich der Tendenz zu parallelen Verwendungen darauf hin, dass die „irreführende (und zugleich mehrdeutige) deutsche Übersetzung von Genus mit Geschlecht einer ungeprüften Korrelation von Genus mit Sexus unheilvollen Vorschub geleistet und damit unwissenschaftliche Spekulationen hervorgerufen“ habe.

In diesem Sinne sei deshalb an dieser Stelle in aller Deutlichkeit betont, dass Sexus die Zugehörigkeit zum biologischen Geschlecht von Lebewesen zum Ausdruck bringt, während es sich bei Genus um ein sprachliches Faktum, eine grammatischen Eigenschaft handelt, die sowohl auf belebte als auch unbelebte Objekte Bezug nehmen kann und im Idealfall das außersprachliche Korrelat zur Kategorie „Sexus“ darstellt. Die genaue Funktion des Genus ist dabei die, Substantive unterschiedlich zu

1 Onomasiologische Unterscheidungen zwischen Genus und Sexus: (engl. *gender/sex* , frz. *genre/sex*, it. *genere/sesso*, spn. *género/sexo*.

2 Bußmann, Hadumod. 1995. “Das Genus, die Grammatik und - der Mensch: Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft“, in: Bußmann & Hof (Hg.).
Bußmann, Hadumod & Hof, Renata (Hg.). 1995. Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften. Kröner: Stuttgart.

klassifizieren (Nominalklassifikation).

Ich möchte diesbezüglich noch hinzufügen, dass die Zuweisung des Genus, ähnlich wie beim Verhältnis zwischen Signifiant und Signifié[3] (Bezeichnendes und Bezeichnetes) einem arbiträren Prinzip zugrunde liegt. Anders als beispielsweise bei der Onomatopoesi, der eine Nachahmung der Realität[4] zugrunde liegt, gibt es keinen direkten Bezug zwischen Genus und Sexus, der auf Gegebenheiten der materiellen Welt zurückzuführen wäre. Die Parallelen sind bestenfalls auf Metaphorisierung zurückzuführen, weshalb es bei den Genuszuweisungen in den unterschiedlichen Sprachen und Kulturen zu unterschiedlichen Ergebnissen gekommen ist[5]. Der US-Amerikanische Linguist Leonard Bloomfield (1933:271 und 280)[6] drückte sich diesbezüglich folgendermaßen aus:

> „[…] the gender-categories of most Indo-European lenguages […] do not agree with anything in the practical world […] there seems to be no practical criterion by which the gender of a noun in German, French or Latin could be determinated."

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass in der Sprachwissenschaft weitgehend Einigkeit über die begriffliche Unterscheidung zwischen Genus und Sexus besteht. Eingriffe in die Sprache sollten wohl überlegt, wissenschaftlich begründet sein und keiner ideologischen Motivation zugrunde liegen. Die Annahme, dass eine erhöhte Präsenz des Femininum in der deutschen Sprache, zu einer Verbesserung der sozialen Bedingungen für Frauen in der deutschsprachigen Gesellschaft führt, wäre wissenschaftlich nur äußerst bedingt tragbar. Die hier skizzierten empirisch belegten Unterschiede zwischen Genus und Sexus sollten sowohl für diese Stellungnahme als auch für weitere politische Diskurse und Debatten berücksichtigt werden.

Kritik an der geschlechtergerechten Sprache

Die Motion hat sich in den letzten Jahren zunehmend zu einem Politikum entwickelt, welches in den Parlamenten für heftige Diskussionen gesorgt hat. Dabei stehen sich die Kontrahenten seit jeher in ihren Meinungen unversöhnlich gegenüber und beide können Daten zur Untermauerung ihrer Positionen vorweisen. Dies führte unter Anderem dazu, dass die Interministerielle Arbeitsgruppe[7] „Rechtssprache" am 17. Januar 1990 einen Bericht fertiggestellt hatte, worin sie ihre Arbeitsergebnisse und Empfehlungen zur sprachlichen Gleichbehandlung von Männern und Frauen präsentierte. Die Arbeitsgruppe, die zu diesem Thema Sachverständige anhörte und eine Bund-Länder-Besprechung durchführte, sprach Empfehlungen aus, die meines Erachtens ein sensibles Gleichgewicht und damit einen gesunden Kompromiss für die Vertreter beider Seiten darstellte[8]. Es folgt eine kurze Zusammenfassung einer Empfehlung der Arbeitsgruppe, die meines Erachtens besonderer Aufmerksamkeit bedarf:

> Die Arbeitsgruppe lehnte in ihrer Empfehlung die durchgängige Verwendung von Paarformeln (der Käufer oder die Käuferin) sowie die Verwendung des Binnen-I (der/die AntragstellerIn) ab. Diese Lösungen wurden für die Vorschriftensprache als sachfremd eingestuft. Darüber hinaus würden sie Lesbarkeit und Verständlichkeit von Texten erschweren.

Es ist auffällig, dass in den vergangenen Jahren immer weiter von dieser Empfehlung abgewichen

3 Nach Ferdinand de Saussures
4 Spezifisch die Nachahmung natürlicher Laute.
5 Im Deutschen ist *die Sonne f*eminin, in den ausgewählten romanischen Sprachen maskulin: frz. *le soleil*, it. *il sole*, spn. el sol
6 Bloomfield, Leonard. 1933. Language. Holt: New York.
7 Vertreten in der Gruppe waren die damaligen Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung, des Inneren, der Justiz sowie für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit.
8 http://dipbt.bundestag.de/dip21/btd/12/027/1202775.pdf

wurde. In der Plenardebatte zu dem vorliegenden Antrag, der durchaus als Kritik an die fortlaufende Abweichung (bzw. Missachtung) von der Empfehlung der genannten Arbeitsgruppe gewertet werden kann, argumentierten die Fraktionen überwiegend (teilweise ausschließlich) soziokulturell und nicht sprachwissenschaftlich[9]. Unabhängig von der inhaltlichen Zielsetzung des Antrages sollte diese Thematik nicht losgelöst von ihrer sprachwissenschaftlichen Natur diskutiert werden. Mein Eindruck ist jedoch der, dass sprachwissenschaftliche Aspekte zunehmend dort in den Hintergrund geraten, wo sie eigentlich eine zentrale Rolle einnehmen sollten. Wenn der Antragsteller den Vorwurf erhebt, ideologische Motivationen seien der maßgebliche Grund für einen verordneten Sprachwandel, dann sollte dies Anlass genug sein, den Diskurs vermehrt auf einer sprachwissenschaftlichen Ebene zu führen. In diesem Sinne ist der Antrag auch als begrüßenswerter Anreiz einer erneuten sprachwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Gendersprache sowie ihrer Entwicklung zu verstehen.

Das generische Genus

Hierzu möchte ich gleich zu Beginn betonen, dass die Rückkehr zum generischen Maskulinum weder ein Allheilmittel noch der Weisheit letzter Schluss darstellen kann. Jedoch muss auch deutlich gesagt werden, dass zu dessen Anwendung und Akzeptanz innerhalb der deutschsprachigen Gesellschaft nur eine minimale Anzahl an Daten vorhanden sind. Dies sollte an sich bereits Anlass genug sein, weitere empirische Daten zur Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums zu erheben. Die folgenden Beispiele sind ausgewählte Ergebnisse bisheriger empirischer Studien.

Die zur Bewertung und Nutzung des generischen Maskulinums lässt sich bislang feststellen, dass diese von mehreren Faktoren abhängig ist. Einer dieser Faktoren ist das Alter. Es mag überraschen, dass es gerade im hochschulischen Umfeld empirische Anhaltspunkte dafür gibt, dass das generische Maskulinum insbesondere bei Frauen unter 25 Jahren auf mehr Akzeptanz stößt als bei Jenen, die sich oberhalb dieser Altersgrenze befinden. Dabei ist auch zu beachten, dass Frauen in elizitierten Selbstbezeichnungen das generische Maskulinum häufiger verwenden als ihre Selbsteinschätzung es vermuten ließe. Es besteht also eine Differenz zwischen dem Sprachgebrauch und dem Sprachbewustsein. Auch sei in diesem Zusammenhang erwähnt, dass es keine Hinweise darauf gibt, dass Männer und Frauen eine grundlegend abweichende Position gegenüber dem generischen Maskulinum einnehmen. Die Einstellungen divergieren hingegen eindeutig in Abhängigkeit davon, ob es sich auf einzelne Personen oder eine gemischtgeschlechtliche Gruppe bezieht. Die generische Form ist demnach signifikant akzeptabler, wenn sie im Plural auf eine Gruppe verwiest.

Unterschiede in Anwendung und Beurteilung stehen auch in direkter Abhängigkeit zu den verwendeten Lexemen. Dies ist allenfalls auf unterschiedliche Wortbildungsmuster zurückzuführen. Im Falle von *Angestellter*, wird die feminine Form nicht durch die Suffixderivation mit *-in* gebildet, sondern wie bei der maskulinen Form durch Konversion eines Partizips II. Die feminine Form *Angestellte* wird höchstwahrscheinlich deshalb einer generischen maskulinen Form allgemein vorgezogen – sie ist kürzer bzw. ökonomischer. Die Tendenz zur Vereinfachung drückt sich in vielen Bereichen der Parole bzw. Performanz (konkrete individuelle Sprechereignisse) aus[10] und ist ein allgemeiner Hinweis dafür, dass die Verwendung des generischen Maskulinums oder der femininen Form in Abhängigkeit zur sprachlichen Ökonomie steht.

Anders verhält es sich beim Lexem *Manager*. Hier wird die generische (maskuline) Form von den Befragten in der Regel vorgezogen. Die Gründe hierfür können in Tatsache begründet sein, dass dieses Lehnwort durch die englische Aussprache trotz ihrer *-er* Endung weniger maskulin anmutet und

9 Plemarprotokoll 17/53

10 Zum Beispiel das weglassen des Personalpronomens *ich* am Satzanfang

damit im Schnitt „akzeptabler“ ist als die feminine, nicht völlig ungebräuchliche, Form *Managerin*.

Die angezeigten Beispiele sollen in erster Linie zu verstehen geben, dass es sich beim generischen Maskulinum um ein sprachliches Mittel handelt, dessen Verwendung von unterschiedlichen Faktoren abhängig ist. Die Verwendung und Akzeptanz der generischen Form seitens junger Frauen könnte ebenfalls als kommunikative Irrelevant-Setzung verstanden und damit als sprachliches Instrument einer durchaus emanzipatorischen Haltung verstanden werden. Es ist nicht sachdienlich, die Analyse des generischen Maskulinums auf den Effekt und Intentionalität zu reduzieren, den die sprachlichen Akteure und Akteurinnen hervorrufen und dabei die sprachliche Komponente zu vernachlässigen.

Sowohl die Verwendung als auch die Einschätzung des generischen Maskulinums wird innerhalb eines komplexen Gefüges von mehreren Variablen bestimmt. Zu diesen gehören sprachsystematische Faktoren wie Wortbildungsmuster, Herkunft des entsprechenden Ausdrucks und soziopragmatische Faktoren, wie beispielsweise die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sprachgemeinschaft sowie das Alter der Sprachbenutzenden und die Anzahl (Gruppe oder Individuum) derer, auf die referiert wird. Es wäre die Aufgabe weiterer empirischer Studien das genannte Gefüge von Variablen genauer zu erfassen. Auf einer solchen Grundlage ließe sich erarbeiten, wie man das generische Maskulinum konstruktiv als Mittel einer geschlechtergerechten Sprache einfügen könnte. Der vorliegende Antrag ist begrüßenswert, da er eine kritische und wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem sprachlichen Mittel einfordert.

Simone Bet